

Sächsische Volkszeitung

Erscheint täglich nachm. mit Ausnahme der Sonn- u. Festtage.
Bezugspreis: Vierteljährl. 1 Mk. 50 Pf. (ohne Postgeb.).
Post-Bezugsnummer 6856.
Bei außerdeutschen Postanstalten laut Zeitungs-Preisliste.
Einzelnnummer 10 Pfennige.

Unabhängiges Tageblatt
für Wahrheit, Recht und Freiheit.

Buchdruckerei, Redaktion und Geschäftsstelle:
Dresden, Pillnitzer Straße 43.

Inserate
werden die 6 gespaltene Zeile ober deren Raum mit 15 Pf.
berechnet, bei Wiederholung bedeutender Rabatt.
Redaktions-Sprechstunde: 11-1 Uhr.
Fernsprecher: Amt I. Nr. 1366.

Nr. 240.

Katholiken: Ursula.

Wittwoch, den 21. Oktober 1903.

Protestanten: Ursula.

2. Jahrgang.

Sie „Wartburg“, die „Friedensblätter“.

Wer jemals von dem Wartburgberg das schöne Landschaftsbild betrachtet hat, das sich den Augen des Beschauers darbietet, ist von der Schönheit desselben entzückt. Auch die Thüringer Fürstentum bietet so manchen herrlichen Edelstein, so manche Reliquie aus katholischer Zeit, welche an die schönste Blüte deutschen Wesens erinnert. Das Andenken von Poesie und Kunst, von hohen Frauengütern, von echter Ritterlichkeit ist dort der Nachwelt aufbewahrt. Andachtsvoll steht man in der mit herrlichen Medaillons aus dem Leben der hl. Elisabeth geschmückten Gallerie, welche zur Kapelle führt. Der Sängersaal war Zeuge des Wettstreites echter deutscher Poesie und deutschen Sanges, der 40 Meter lange Ritteraal erinnert uns an die Macht des Rittertums bis zum 14. Jahrhundert. Doch nicht wegen all dieser Erinnerungen an deutsche Größe hat die in München erscheinende Wochenschrift der „Los von Rom“-Bewegung den Namen „Wartburg“ angenommen. In derselben findet man nichts von der Großartigkeit des Thüringerwaldes, nichts von der tief christlichen Gesinnung der einstmaligen Bewohner der Wartburg. Wir verkennen nicht, daß Luthers Bibelübersetzung, wenngleich sie 19 Vorgängerinnen in deutscher Sprache hatte, sich durch Feinheit und Kraft der Sprache auszeichnet. Er hat einen Teil hiervon auf der Wartburg geschrieben. Aber die „Wartburg“ verrät alles andere eher, als die fernige Sprache der Bibelübersetzung.

Man zeigte uns auch im Lutherzimmer den Lintensied, der durch den Lintensied nach dem erschienenen Satan entstanden sein soll, wie Luther seinem Freunde Winkonius erzählte. Sollte dieser Lintensied der Grund sein, warum sich das Blatt „Wartburg“ nennt? Mit der Tinte beschmutzt sie ja alles, was den zwanzig Millionen deutscher Katholiken heilig ist. Luther tat dem Text der Bibel Gewalt an, wo derselbe seiner Ansicht über Glauben und Werke nicht entsprach; er suchte eine positive Grundlage für seine Lehre zu schaffen. Die „Wartburg“ kennt eine solche nicht; ihr fehlt das positive lutherische Bekenntnis der Christengläubigkeit, das noch Luther eigen war, die „Wartburg“ und ihre Hintermänner begnügen sich damit, weiter mit Lintensiedern die dem deutschen Volke, ob katholisch oder evangelisch, in ehrenvoller Erinnerung stehende Wartburg zu beschmutzen. Das Blatt wirkt nach den deutschen Katholiken, aber der Wurf trifft diese nicht, sondern beudet nur die Hände jener, welche ihn getan haben.

Uns liegt die „Jesusnummer“ der „Wartburg“ vor. Was müssen wohl Ausländer von der Rückständigkeit des deutschen Volkes im Schulwesen, in der Bildung denken, wie tief müssen sie sich das deutsche Bildungsniveau gesunken vorstellen, wenn sie dieses Blatt zu Gesicht bekommen. Darin werden die geschichtlichen Tatsachen so gewalttätig auf den Kopf gestellt, daß ein sehr rückständiger Leserkreis

vorangeführt werden muß. Die „Wartburg“ hat da nicht die Katholiken, sondern die Ehre des deutschen Volkes geschändet, an welches Herr D. Meyer noch dazu im ersten Artikel einen Aufruf ergehen läßt. Das deutsche Volk wird darin zum Kampfe gegen die katholische Kirche aufgefordert, weil sie der gefährlichste Feind desselben sei. Als Gründe für diese Hauptung werden folgende genannt:

Denn Rom, das Rom der Päpste und Päpste, war immer Dein erbittertester Gegner; es will Dich unter die Herrschaft eines Geistes beugen, der Dir fremd ist und fremd bleiben wird; es verfolgt jedes freie Gewissen, das sich nur an Gott und das Evangelium gebunden weiß; es will alle in bleibender Unmündigkeit erhalten. Es hatte nie Verständnis für Deine Eigenart, es hegte Haß gegen die selbständige Arbeit Deines Geistes und gegen Deine Treue, mit der Du die in der Reformation erkämpfte reinere Wahrheit festhieltest. Um Herr der Welt zu werden, muß das Papsttum Deinen Geist und Dein Reich unterjochen; es ist Dein gefährlichster Feind.

Die Sätze zu beweisen, würde Herr D. Meyer, Superintendent in Zwickau, nicht gelingen. Daher überläßt er das seinem Leserkreis, welcher ja gewöhnt ist, alles ungeprüft als wahr anzunehmen, was in der „Wartburg“ steht.

Wir bedauern die Leute, welche solche Beschuldigungen der katholischen Kirche glauben, und würden diesen Aufruf keiner Zeile wert halten, wenn sich nicht der zweite Teil desselben an die deutschen Katholiken wenden würde. Da heißt es: „Deutsche Katholiken! Ihr und wir Evangelische gehören als Söhne eines Vaterlandes zusammen. Deswegen wenden wir uns auch an euch. Eure ultramontanen Führer werden uns zwar das Recht dazu absprechen und uns höhnen, weil sie meinen, daß wir erfolglos zu euch reden. Aber wir wissen, daß Tausende unter euch mit der priesterlichen Ausnützung der Religion für politische Zwecke nicht einverstanden sind und daß sie sich sehnen, ihrem Vaterlande und ihrer Religion in gleicher Treue zu leben. Brecht im Interesse eures und unseres Vaterlandes, zum Vorteil eures religiösen Lebens die Ketten der ultramontanen Tyrannei! Seid mit uns trotz der verschiedenen Glaubensauffassung ein einzig Volk von Brüdern!“

Wie herrlich klingt doch der Hinweis auf die Gemeinlichkeit des deutschen Stammes! Wo man sonst die Katholiken nur beschimpfen hört als Vaterlandslose, wird nun auf einmal die Stammesangehörigkeit als Lockeise an die Angelrute gegeben! Das ist auch eine Art von Einigkeitstreben. Gekündete Evangelische und Katholiken denken sich dieselben freilich ganz anders. Während die „Wartburg“ nur im Los von Romsein die Möglichkeit sieht, den Katholiken die Friedenshand zu reichen und sie als gleichwertig anzuerkennen, hat die edle Julie von Nassow eine Monatschrift gegründet, welche die Annäherung der beiden Konfessionen zum Ziel hat, aber dabei einen ganz andern Weg einschlägt. Die Schrift trug den bezeichnenden Titel „Ut omnes unum“ (daß alle eins seien) und erscheint nunmehr als „Friedensblätter“ unter dem Protektorat

rate Ihrer königlichen Hoheit der Frau Prinzessin Maria de la Paz. Wie ganz anders sind doch die Artikel in jenen „Friedensblättern“! Sie atmen Duldsamkeit und Frieden aus jeder Zeile. Sie fördern diesen durch Betonung alles dessen, was gläubige Protestanten und Katholiken an gemeinsamer Grundlage haben. Gott sei Dank, daß beide Konfessionen ein so großes gemeinschaftliches Fundament besitzen, das sich aufbaut auf dem Gottesohn Jesus Christus.

Ganz anders sind die Ut omnes unum-Bestrebungen des Evangelischen Bundes und seines Organs „Wartburg“ beschaffen. Nicht mit Hilfe des positiven Christenglaubens will man die konfessionell getrennten Deutschen zusammenführen. Eine mit den verwerflichsten Mitteln der Verdrehung und Verleumdung betriebene Propagandamacherei soll das bewirken. Das Ideal dieser Leute ist ein einzig Volk von Brüdern im Freimauretempel des großen Weltenerlebens; der Glaube ist Nebensache, die Hauptsache ist — Los von Rom! Daher wird die Klüft zwischen Katholiken und Protestanten von Tag zu Tag gewaltsam zu erweitern gesucht. Einen wahrhaft evangelisch gesinnten Mann muß diese dunkle Tätigkeit der Hezer mit schwerem Kummer erfüllen. Schmerzlich ist es, erfahren zu müssen, daß selbst Männer an derselben teilnehmen, die berufen sind, die geistlichen Führer der Volksgenossen zu sein. Was würde Erasmus sagen, wenn er heute den entsetzlichen Wirwar und den vielfachen Wandel an echt christlicher Gesinnung sehen würde. Wahrhaftig, er müßte noch einmal wie zu Luthers Zeiten mit schmerzlichen Gefühlen ausrufen: „Ich sehe gar viele Protestanten, aber wenig Evangelische.“

Politische Rundschau.

Deutschland.

— Anwendung von Staatsgeldern an die evangel. Kirche Preußens. Wie bereits mitgeteilt, hat der König von Preußen durch einen Erlass bestimmt, daß in den Entwurf des nächstjährigen Staatshaushalts-Erlasses behufs Aushebung der gesetzlichen Pfarrbeiträge an den Pfarr-Witwen- und Waisenfonds eine an diesen zu zahlende Staatsrente von jährlich 850 000 Mk., sowie ferner die erforderlichen Mittel zur Erhöhung der Dienstaufwand-Erschädigung der General-Superintendenten auf den durchschnittlichen Jahresbeitrag von 2000 Mk. eingestellt werden.“ Wir schiden voraus, daß wir gegen eine Aufbesserung der Lage der evangelischen Geistlichen nicht das Geringste einzuwenden haben; im Gegenteil, wir erkennen gern an, daß die Gehälter der meist verheirateten und mit zahlreicher Familie begabten evangelischen Geistlichen in Betracht der heutigen Zeitverhältnisse zu niedrig sind. Nur gegen die Art und Weise, wie gemäß vorstehendem Erlass diese Aufbesserung herbeigeführt werden soll, müssen wir grundsätzliche Bedenken erheben: Der Erlass bestimmt, daß in dem Entwurf des

Blei im Herzen.

Erzählung von J. R. von der Lant.

Aus dem Holländischen übersetzt von L. van Oermsede.
(30. Fortsetzung) (Nachdruck verboten.)

„So, dann wäre ja seine Frau von hier gebürtig! Das sollte man nach allem, was man von ihr hört, kaum glauben!“

„Ja, sie wird wohl eine große Dame sein. Sie war in ihren jungen Jahren schon so eine städtische Ransell, die naserümpfend auf alle niederzäh. Niemand hätte gedacht, daß der Doktor sie bekommen würde, obgleich er ein ganz netter junger Herr war, daß muß man ihm lassen.“

„Er war hier allgemein beliebt, bei den Wägern so wohl wie bei den Bauersleuten,“ fuhr die Bäuerin fort, „denn er verstand es, mit Allen umzugehen. Aber daß er die stolze Zette vom Notar gekriegt hätte, hatte doch niemand erwartet. Von ihrem Vater sagte man, er sei so reich, wie das Wasser tief ist. Er wohnte auf dem großen Schloß im Wald, das jetzt von den Schwestern gekauft ist, um ein Kloster daraus zu machen, und er war auf die Pfennige verlesen, wie der Teufel auf eine arme Seele. Unser Doktor aber mochte viel im Kopf haben, imbeutel hatte er so gut wie gar nichts, und dem gnädigen Fräulein war mit einem poveren Freier, wie er war, nicht gedient. Herrje, ich sage Ihnen, die hatte es hoch im Kopf. Wenn sie auch nur in einem Bayerndorf wohnte, sie klebete sich immer, als wenn sie bei Hofe erscheinen mußte. Alle ihre Kleider ließ sie aus Paris kommen. Und auf dem Schloß mochte es wohl gerade wie bei Hofe hergehen. Man sagte dem Notar nach, ob es wahr ist, weiß ich nicht, daß er flott spekulierte und damit Geld wie Wasser verdiente. Er lebte gerade wie ein Fürst, und jeder glaubte, Fräulein Zettchen würde wohl einmal einen Prinzen heiraten. Unser Doktor wußte sie aber doch zu erobern und hier in der Kirche sind sie getraut mit einem Staat, wie man es hier noch nie zuvor gesehen hatte.“

„Dann hat er ja ein merkwürdiges Glück gehabt,“ meinte Frau Weeber.

„Glück? Na, das wollen wir dahingestellt sein lassen, Fräulein Zette galt allgemein als ein Rädchen, das man nicht ohne Handhabe anfassen kann, aber man kann ja nicht wissen, wir wollen das Beste hoffen, ich möchte keinem etwas böses wünschen, und dem guten Doktor de Vries zu allerletzt. Aber es wurden hier allerlei sonderbare Dinge von dieser Ehe erzählt.“

„Wie so?“ fragte die Witwe neugierig.
„Na, man kann alles nicht so sagen,“ meinte die Bäuerin mit einem Seitenblick auf das Dienstmädchen, das mit einer Vase zurückgekommen und mit dem Ordnen der Blumen beschäftigt war, wobei sie aber nicht unterließ, die Ohren zu spigen, um das interessante Gespräch abzuhören.“

„Du könntest Deine Näharbeiten wohl zusammensuchen Gannchen, wenn Du sonst nichts zu tun hast,“ sagte Frau Weeber, „dann werde ich Dir gleich zeigen, wie Du das Kleid machen mußt.“

Als das Mädchen fort war, fuhr die Bäuerin fort: „Ja, es ist 'ne sonderbare Geschichte, womit so ein junges Ding nichts zu schaffen hat, und es ist vielleicht am besten, wenn ich ganz davon schweige, denn ich weiß das Rechte doch nicht von der Sache, und man bringt den guten Namen des Nächsten nur zu leicht in Verfall.“

„Was es denn etwas so schlimmes, Frau Weeber?“ frag ihre Zuhörerin, deren Neugier sie in hohem Maße rege gemacht hatte.

„Na, es dient zu gar nichts, den alten Drei wieder aufzuwärmen,“ suchte die Erzählerin der Frage auszuweichen, es ist schon so gut wie vergessen, und es ist schon am besten, wenn es vergessen bleibt.“

Frau Weeber wäre eben keine rechte Repräsentantin ihres Geschlechtes gewesen, hätte sie sich in dieser Weise das Geheimnis, daß sie schon bei einem Zipsel erfaßt hatte, entlocken lassen. Glücklicherweise fand sie in ihrer mütterlichen Sorge für Adols einen Vorwand, um die Frau zu weiteren Mitteilungen zu bewegen.

„Hören Sie einmal, meine gute Frau Weeber!“ sagte sie mit ernster Miene, in der festen Ueberzeugung, daß nur

ihre mütterliche Sorge sie trieb. „Sie müssen wissen, daß mein Sohn viel bei Doktor de Vries verkehrt, weil er mit dessen Sohn sehr befreundet ist. Wenn also in der Vergangenheit des Doktors irgend etwas ist, daß das Licht des Tages scheidet, so begreifen Sie doch, daß ich es gern erfahren möchte, schon meines Sohnes wegen. Ich kann darüber am besten urteilen, und Sie können sich fest darauf verlassen, daß ich mit Ihrer vertraulichen Mitteilung keinen Mißbrauch treiben werde.“

„Es hat nicht soviel zu bedeuten,“ sagte die alte Frau jetzt in gleichgültiger Tone, wohl wissend, daß die andere ihr keine Ruhe lassen würde, „man erzählte sich nur, daß bei dieser Heirat nicht alles mit rechten Dingen hergegangen sei. Erst wußte das ganze Dorf bestimmt, daß der junge Doktor Fräulein Zettchen nie und nimmer zur Frau bekommen würde; der Notar hätte ihm geradezu die Tür gewiesen, und gleich darauf fand die Hochzeit statt. Dahinter mußte etwas stecken, und das war...“

Gerade in dem Augenblick, als die Alte mit ihrer interessanten Erzählung beginnen sollte, erschien Gannchen mit ihrer Näharbeit und legte die Sachen auf die Bank neben ihrer Herrin nieder.

„Da bin ich mit dem ganzen Kummel,“ sagte sie.

„Gut, Kind, wir wollen gleich danach sehen. Ich habe jetzt noch Verschiedenes mit Frau Weeber zu reden. Hole das Buch, das drinnen auf dem Schränkchen liegt, und bringe es Frau Carings mit freundlichem Dank meinerseits zurück.“

„Ich werde es gleich besorgen,“ erwiderte das Mädchen, froh einen Gang ins Dorf machen zu dürfen.

„Nun und was geschah weiter?“ frag Frau Weeber, sobald das Mädchen sich entfernt hatte.

„Der alte Notar,“ so fuhr die Bäuerin fort, „hatte eine entfernte Verwandte, von welcher er früher wenig Notiz genommen hatte, da sie arm war. Aber diese Nichts, oder was sie sein mochte, heiratete einen Mann, der wohl doppelt so alt war wie sie, und von der Zeit an war der Notar wie umgewandelt; ein Besuch folgte dem anderen.“

(Fortsetzung folgt.)